



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Petersdorf, Herman von: Das Hamburg der Ostsee : ein Blick in die
Vergangenheit und Gegenwart Stettins

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das Hamburg der Ostsee

Ein Blick in die Vergangenheit und Gegenwart Stettins

Von Herman von Petersdorff=Stettin



Als der schaffenslustige Oberbürgermeister Stettins Dr. Adermann am 28. August vorigen Jahres den deutschen Kaiser in Stettin begrüßte, gab er dem Empfinden Ausdruck, daß es der geschichtliche Beruf Stettins wäre, das Hamburg der Ostsee zu sein. Und in der Tat hat Stettin in der neueren Zeit einen großen Aufschwung genommen, der es zu frohen Hoffnungen berechtigt.

Wie eine solche Stadt geworden ist, das zu erfahren, hat seinen eigenen Reiz. An der Hand der neuerdings aus der Feder des um die Erforschung Pommerns hochverdienten Professors Martin Wehrmann stammenden Geschichte Stettins (mit 16 Tafeln und Beilagen sowie 41 Textabbildungen. Stettin 1911. Verlag von Léon Sauniers Buchhandlung) wollen wir die Hauptmomente des Werdens der Stadt mit Berücksichtigung der lebendigen Gegenwart in einigen großen Zügen uns zu vergegenwärtigen suchen.

Stettin ist eine uralte Stadt, und doch kann man sie jung nennen. Denn dieses Gemeinwesen hat die längste Zeit seines Bestehens hindurch trotz einiger großen Ansätze keine nennenswerte Rolle gespielt. Erst unter preußischer Oberhoheit beginnt ein rascher Aufstieg, und seit etwa vierzig Jahren, seit dem Fall der Festungswerke, reißt es sich mit Jugendkraft mächtig empor.

Schon in der Wendenzeit bestand hier eine ansehnliche Niederlassung. Die erste Begebenheit, die für das Werden der deutschen Stadt Bedeutung hat, liegt in der Tatsache, daß der Bischof Otto von Bamberg im Jahre 1124 hier längere Zeit weilte, um den Ort für das Christentum zu gewinnen, und im Jahre 1128 noch einmal auf einige Wochen erschien, um sich von der Fortentwicklung seines Werkes zu überzeugen. Durch Bischof Otto wurden andere Bamberger veranlaßt, sich hierher zu wenden, so ein Mann von edler Geburt namens Beringer, der im Jahre 1187 die Jakobikirche erbaute, allerdings nicht das Bauwerk, das heute diesen Namen trägt, das aber doch an seiner Stelle stand. Bis zur Reformation hat das Michaelskloster zu Bamberg über diese Kirche das Patronat ausgeübt und durch die Entsendung von Mönchen ständig lebhaft Beziehungen zu Stettin unterhalten.

Eine zweite bemerkenswerte Erscheinung in der Geschichte der am 3. April 1243 mit magdeburgischem Rechte beliehenen Stadt ist darin zu erblicken, daß die deutsche Stadt, die sich nun rasch entwickelte, ihren Hauptstrom nicht etwa aus dem nächsten deutschen Gebiet erhielt, sondern vornehmlich vom Niederrhein und aus Westfalen, von der Weser, der Lippe, der Ruhr und dem Rhein. Es muß in dieser Gegend eine planmäßige Organisation der Wanderung nach der Oberstadt erfolgt sein. Noch im fünfzehnten Jahrhundert kam von dort stattlicher Zufluß, der erst im folgenden Jahrhundert aufhörte.

Die dritte Erscheinung, die sich bei Betrachtung der Geschichte Stettins aufdrängt, ist die Rolle, die die Stadt als Mitglied der Hansa gespielt hat. Sie ist, kurz gesagt, ungemein kümmerlich zu nennen. Vorteile erstrebte Stettin zwar mit heißem Begehren bei dem Anschluß an die Hansa, aber zu wagen und energisch zu handeln zeigte es sich kaum je geneigt. Es machte große Versprechungen, aber hielt sie meistens nicht oder nur sehr unvollkommen. Ja, es geriet sogar gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Verdacht, gemeinsame Sache mit den von der Hansa bekriegten Seeräubern zu machen. Im nordischen Siebenjährigen Kriege (1563 bis 1570) hat die Stadt ihre unklare Haltung verschiedentlich gebüßt; aber auf der anderen Seite hat sie doch auch wieder, namentlich infolge geschickter diplomatischer Vertretung, Erfolge erzielt, obwohl die Genossen in der Hansa vielfach das Vertrauen zu ihr völlig verloren hatten.

Die in der Hansa verfolgte vorsichtige Neutralitätspolitik ist von der Stadt auch bei den Auseinandersetzungen zwischen den pommerischen und brandenburgischen Fürsten und im Dreißigjährigen Kriege beobachtet worden. Im Kriege, der nach dem Aussterben der Linie Pommern-Stettin (im Jahre 1464) ausbrach, hat diese Politik tatsächlich gute Früchte getragen. Es gelang Stettin bei dieser Gelegenheit, mit außerordentlichem Glück im Trüben zu fischen. Damals stand die Stadt als selbständige Macht auf der Höhe. Es pulsierte ein starker Unternehmungsgeist in der Bürgerschaft, der sich insbesondere auch über See geltend machte. Auch im Dreißigjährigen Kriege versuchte die Stadt es anfangs mit der Neutralitätspolitik. Auf die Dauer war solche Drückbergerei freilich nicht mehr möglich. Verhältnismäßig ist es der Stadt in dem landverwüstenden Religionskriege noch gut gegangen, indem sie damals nie einer Belagerung, gewalttätiger Einnahme oder Plünderung ausgesetzt war.

Das Lebenselement Stettins war von jeher der Handel. Über See unterhielten die Bürger vornehmlich mit Schonen Verbindung, wo sie seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eine Niederlassung, eine sogenannte Fütte, hatten und Heringe einkauften und salzten. Der Hering ist all die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag der Haupthandelsartikel der Stettiner geblieben. Noch gegenwärtig ist die Hauptstadt Pommerns Weltmarktplatz dafür. Daneben stand früher der Salzhandel in Blüte. Das Salzmonopol hatte die berühmte Kaufmannsfamilie der Lojke. Ein weiterer Haupthandelsartikel war stets der Wein. Aber hier hat sich ein eigenartiger Wechsel vollzogen. Während zu Ende des

sechzehnten Jahrhunderts der Wein aus der Mark und der Lausitz, aus Krossen, Fürstenberg und Guben, wo damals noch der Weinbau blühte, bezogen und vornehmlich nach Danzig ausgeführt wurde, wird seit dem achtzehnten Jahrhundert hauptsächlich mit französischen Weinen gehandelt. Im achtzehnten Jahrhundert gewannen die Stettiner bei dem Weinbezug aus Frankreich eine vortreffliche Rückfracht in dem pommerschen Eichenholz, das den Franzosen für ihren Schiffsbau geradezu unentbehrlich wurde. Der Holzhandel hat es überstanden, daß ihm der französische Markt verloren ging, und ist noch heute, obwohl er durch neuere Konjunkturen Rückgang erlitt, erheblich, ebenso wie der alte Handel Stettins mit Leinsamen. Wesentlich zurückgegangen ist der früher sehr blühende Getreidehandel, der durch die Vereinigung Stettins mit Preußen sein großes Absatzgebiet in Schweden verlor und durch die neueren Verkehrsverhältnisse Einschränkungen erlitt. Dafür ist der Handel mit gewissen Massenartikeln, wie Kohle, Eisenerzen und Kartoffeln, ebenso der mit Zucker sehr in Aufnahme gekommen. Die Aus- und Einfuhrziffern Stettins übertreffen weit die von Danzig und Lübeck zusammengenommen.

Was nun im Leben der Stadt auffällt, sind die mannigfachen Unruhen, die hauptsächlich in Geldsachen ihren Ursprung hatten.

Nach mehreren Revolutionsbewegungen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert brach im Juli 1616 ein geradezu grotesker Aufstand wegen einer Biersteuer aus. Jämmerlich nimmt es sich aus, wie der Rat damals klein beigab. Auch in neuerer Zeit hat die Stadt wiederholt Unruhen gesehen, so anlässlich der Cholera im Jahre 1831, während der sich die niedere Bevölkerung gegen energische sanitäre Maßregeln sträubte, und namentlich im Jahre 1847, als der Kartoffelaufstand ausbrach, der lebhaft an den Bierkrieg von 1616 erinnert.

Vielleicht der interessanteste Abschnitt im Leben der Stadt ist ihre Reformationsgeschichte. Sie ist dramatisch bewegt. Charaktere wie die beiden Bürgermeister Hans Loiz und Hans Stoppelberg, der eine reformfeindlich, der andere reformfreundlich, beide aber krasse Reaktionäre in Verfassungsangelegenheiten, der kraftvolle Führer der Opposition, Klaus Stellmacher, seines Zeichens Apotheker, und der versöhnliche, von Luther gesandte Reformator Paul vom Node, der jahrzehntelang das Evangelium in Pommerns Hauptstadt mit segensreichem Erfolge gepredigt hat, müssen jedermann fesseln.

Wenige Städte sind wohl so von verheerenden Krankheiten heimgesucht worden wie Stettin. Das lag sowohl an klimatischen Verhältnissen als an der gesundheitswidrigen Bauart und der Unreinlichkeit der alten Stadt. Zwar klingen die Nachrichten über die Seuchen, die in ihren Mauern geherrscht haben, teilweise übertrieben, aber entsetzlich sind sie auf jeden Fall gewesen. In der neueren Zeit schrumpfen die Sterbeziffern erheblich zusammen, obwohl die Bevölkerung außerordentlich zugenommen hat. An die alte Zeit erinnert indes die Tatsache, daß von Juni bis Oktober 1866 mehr als zweitausend Menschen von der Cholera fortgerafft wurden. Noch heute ist die Kindersterblichkeit in

der Stadt eine ganz erschreckende. Ungemein zweckdienlich war es daher, daß man vor wenigen Jahren ein Gesundheitsamt schuf.

Das Kapitel, das von den Bauten Stettins handelt, ist auch, mit Ausnahme der öffentlichen Bauten der neuesten Zeit, recht unerfreulich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Stettin die längste Zeit seines Bestehens eine merkwürdig enge und finstere Stadt gewesen ist. Als infolge der Beschädigung der Stadt durch den Großen Kurfürsten die eigenartigen mittelalterlichen Bauwerke zumeist vom Erdboden verschwunden waren, erwuchs jene nüchterne Stadt, deren Bild jeden feiner empfindenden Menschen geradezu abstoßen mußte. Ein Lokalpoet sang im Jahre 1734 zum Preise dieses Stadtbildes mit geradezu köstlicher Naivität:

Die Häuser stehen gleich und sind von gleicher Höhe,
Die Ferne gibt den Schein, als ob man eines sehe.

Die Berge haben in gewisser Beziehung bis in die neueste Zeit Geltung behalten. Noch in den Jahrzehnten nach 1870 ist in banausischer Weise weiter gebaut worden. Als Wilhelm von Humboldt 1796 nach Stettin kam, fällt er das herbe, aber richtige Urteil: „Die Stadt sieht im ganzen unangenehm aus.“

Wie bei wenigen der größeren Städte haben besonders die kirchlichen Gebäude und Klöster unter der Unbill der Zeiten gelitten. Verschwunden ist die stolze Marienkirche, die zuerst bei der Belagerung durch den Großen Kurfürsten zugrunde ging und, als sie wieder aufgebaut war, im Jahre 1789 durch Blitzschlag zerstört wurde. Verschwunden ist ferner die Pfarrkirche St. Nikolai, die während der Franzosenzeit im Jahre 1811, wo sie als Heumagazin diente, in Flammen aufging. Eine andere alte Kirche, die Johanniskirche, ist seit langem baufällig. Den Bemühungen des derzeitigen Konservators der pommerischen Baudenkmäler, des Geheimrats Hugo Lemcke, ist es gelungen, diesen ehrwürdigen Bau trotz mancher triftiger Bedenken, die gegen seine Erhaltung bestehen, vor dem Niederreißen zu bewahren. Vielleicht wäre es aber zweckmäßig, wenn die preussische Regierung, die einen großen Teil der Schuld an der Zerstörung der kirchlichen Baudenkmäler Stettins trägt, in diesem Falle davon absähe, private Hilfe in Anspruch zu nehmen, wie es geschehen ist, und selbst den ganzen erforderlichen Fonds zur Erhaltung der Kirche hergäbe.

Eine trübe Erinnerung an einstige Herrlichkeit ist das alte gänzlich verunstaltete Rathaus auf dem Heumarkte. Auch das Schloß der Greifenherzöge, das im sechzehnten Jahrhundert erbaut wurde, ist durch geringes Kunstverständnis böse verschandelt worden.

In neuerer Zeit hat man wieder gut zu machen gesucht, was früher versäumt worden ist. Namentlich in den öffentlichen Bauten macht sich ein rühmliches Streben nach künstlerischer Wirkung geltend. Auch die Denkmäler der Stadt können sich sehen lassen. Neben dem herrlichen Friedrichsdenkmal auf dem heutigen Königsplatze, das Schadow 1793 geschaffen hat (das Original steht jetzt im Ständehause), kommt vornehmlich der von Manzel herrührende

Schiffahrtsbrunnen vor dem neuen Rathause in Betracht, der ein Kunstwerk ersten Ranges zu nennen ist. Interessante historische Baudenkmäler stellen die beiden von Friedrich Wilhelm dem Ersten geschaffenen Festungstore dar, die man verständigerweise nicht dem Verkehr geopfert hat.

Die unstete Entwicklung Stettins spiegelt sich in verschiedenen wirtschaftlichen Krisen. Als die Stadt gerade den mächtigsten Schritt vorwärts zur Erlangung einer selbständigen Stellung getan hatte, in der Zeit des Erbfolgekrieges zwischen Pommern und der Mark, griff das Territorialfürstentum ein, um die üppig empormuchernde Macht der Oberstadt einzuengen. Der häufige Thronwechsel im Fürstenhause förderte dann durch die lächerlich hohen Huldigungsgelder, die die Herzöge verlangten, eine durch schlechte Ordnung des Geldwesens und durch kostspielige Prozesse am Reichskammergericht vorbereitete fürchterliche Finanzkrise der Stadt. Durch das Eingreifen der herzoglichen Regierung wurde sie nach unendlichen Mühen einigermaßen behoben. Das war ums Jahr 1619, also zu einer Zeit, da der kurz zuvor ausgebrochene große Reichskrieg noch nicht in diese Gegend gedrungen war. In den ersten Jahren des Krieges machte sich wieder ein merklicher wirtschaftlicher Aufschwung geltend, wie es Stettin ja überhaupt meist anders ging als anderen Städten. Freilich verriet der Rat der Stadt in jener Periode einen kaum glaublichen Kleinmut, indem er 1619 ganz ernstlich den Ausspruch tat: „Das Abenteuer zur See sei gefährlich und besser anderen Nationen zu überlassen.“ Richtig hieran ist die Anregung, sich mehr auf den Binnenhandel zu werfen, auf den Stettin ebenso angewiesen war wie auf den Seehandel.

Die Rücksicht auf den Binnenhandel machte es für Stettin nicht wünschenswert, daß es in schwedische Hände kam, wurde es doch dadurch von seinem natürlichen Hinterlande abgesperrt. So ist die Eroberung Stettins durch Gustav Adolf und die schwedische Herrschaft daselbst für die Stadt geradezu verhängnisvoll geworden, so glänzende Tage sie damals auch sah, als Sten Bjelke als schwedischer Legat im Greifenschloß residierte und die Gesandtschaften aus allen Ländern Europas hier zusammenkamen, und so sehr die Stockholmer Regierung die wichtige Stadt begünstigte. Die lutherische Bürgerschaft hat sich aus konfessionellen Gründen größtenteils lebhaft gefreut, daß sie unter das Szepter der drei Kronen kam. Sie haßte in dem Brandenburger den Calvinisten, und die Stettiner Geistlichkeit hat diese Gesinnung über alle Maßen töricht durch Schelten und Heßen bestärkt, auch als nach dem Friedensschluß von 1648 die üblen handelspolitischen Folgen der Trennung Stettins vom Reich bemerkbar wurden. Bei der Belagerung im Jahre 1659 durch die von Brandenburgern unterstützten Kaiserlichen haben die sonst so wenig opfermutigen Bürger sogar einen rühmenswürdigen Eifer in der Verteidigung gezeigt. Als dann die beispiellos heftige Belagerung durch den Großen Kurfürsten 1676 und 1677 eintrat, war der Mut und die Freudigkeit der Stettiner bereits sehr gesunken. Wenn die Stadt sich ruhmvoll hielt, so ist das lediglich das Verdienst

des schwedischen Militärs gewesen. Der Verlauf der Belagerung ergibt wieder eine eigenartige Konstellation. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der neben unserem Kaiser am meisten für eine kühne Handels- und Flottenpolitik begeisterte Hohenzoller, dessen glühendster Wunsch es war, Stettin in seine Hand zu bringen, weil er dadurch in die Lage zu kommen hoffte, eine Seepolitik großen Stils einzuleiten, sah sich genötigt, diese so sehr begehrte Handelsstadt fast in Grund und Boden zu schießen. So steht Stettin zweien der sympathischsten Helden der Geschichte mit seltsamen Gefühlen gegenüber: Gustav Adolf und der Große Kurfürst sind seine Hauptverderber gewesen. Nach dem Friedensschluß von St. Germain wurde der Kurfürst der Stadt noch weiter verhängnisvoll, indem er nun planmäßig im Geiste des Merkantilismus ihren Handel lahm zu legen suchte, was ihm und der Regierung seines Sohnes denn auch nur zu gut gelang. Als dann Friedrich Wilhelm der Erste kurz nach dem Tode des ersten preußischen Königs die Versuche, Stettin zu erwerben, wieder aufnahm, die schließlich im Frieden von Stockholm (1720) von Erfolg gekrönt waren, da lag der Wohlstand der Stadt, der sich nach der Finanzkrisis vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges wieder so wesentlich gehoben hatte, vollständig darnieder. Raum je seit ihrer Erhebung zur deutschen Stadt war sie in einem so elenden Zustande gewesen.

Das bevormundende Regiment, das Friedrich Wilhelm der Erste einleitete, brachte wieder Ordnung in die Verwaltung und ein Fortschreiten auf allen Zweigen des Lebens hervor. Die Bevormundung war nur zu wohl begründet bei dem ins Kraut geschossenen engherzigen Sinn der Bürger und ihrem völlig eingeschlafenen Unternehmungsgeist. Sie hatte aber auch den Nachteil, daß sie das Wiederaufblühen eines Gemeinfinns von vornherein erschwerte. Die Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten wird außerdem gekennzeichnet durch den gewaltigen Festungsbau, den der König anlegte. Seit dieser Zeit ist Stettin auch eine bemerkenswerte Militärstadt geworden. Ein Regiment das damals hier seinen Standort erhielt, das heutige Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm der Vierte (1. Pommersches) Nr. 2, das immer enge Beziehungen zum Königshause unterhielt, ist dauernd hier geblieben und steht jetzt bald volle zwei Jahrhunderte in der Stadt. Unter Friedrich dem Großen wuchs der Handel besonders stark, und auch ein lebhafter Schiffbau kam auf, neben ihm mancher andere Zweig der Industrie, so vor allem die Zuckerriederei.

Verhängnisvoll wurde für die gedeihliche Entwicklung von Handel und Industrie wieder die napoleonische Zeit. Sie führte sozusagen den dritten Bankerott der Stadt herbei. Es ist bekannt, wie schmählich die Stadt von den militärischen Behörden den Franzosen überantwortet wurde; und auch die Zivilverwaltung hat damals keine rühmliche Rolle gespielt. Im Gegensatz dazu haben Stadtverwaltung und Bürgerschaft mehr Haltung gezeigt. Das Regiment der Franzosen erwies sich bald als recht drückend. Der kleinen Stadt wurden gleich 10 Millionen Kontributionen auferlegt. Die französischen Truppen selbst

hielten noch einigermaßen Zucht. Viel lästiger als die Franzosen erwiesen sich die Soldaten des Rheinbunds und die Italiener. Den schlimmsten Abschnitt dieser Zeit bildet die dreivierteljährige Belagerung durch Tauenzien im Jahre 1813. Wieder einmal fügte es sich, daß die Stadt von den Gewalten, in deren Interesse das Gedeihen Stettins lag, in ihrer Entwicklung auf das Schwerste gehemmt werden mußte. Krause Gestaltung der Dinge!

Mit großer Begeisterung wurde das Steinsche Werk der Städteordnung begrüßt. Allerdings ließ der anfangs betätigte Eifer der Stadtverordneten später wieder auffällig nach. Das Werk der gutsherrlich-bäuerlichen Regulierung wurde nicht gerade sehr zum Vorteil der Stadt durchgeführt, indem diese von ihrem großen Besitz höchst unnötig vieles weggab. Ähnlich gestaltete sich später das große Werk der Entfestigung nicht günstig für die Stadt, indem diese es versäumte, rechtzeitig Hand auf das freierwerbende Gelände zu legen. Erst in neuester Zeit ist man mit Rücksicht auf die künftige Ausdehnung der Stadt großzügig vorgegangen.

Der Entfaltung eines besonderen geistigen Lebens war der Boden hier nie sehr günstig. Nur einmal, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, ist eine Ausnahme hiervon festzustellen. Auch damals traten zwar nicht Größen ersten Ranges auf. Aber es entwickelte sich ein Zusammenklang von geistig angeregten Persönlichkeiten, die über dem Durchschnitt standen. Der Kreis wird vielleicht am besten durch die Namen des Historikers Ludwig Giesebrecht, des Dichters Robert Bruß, des Komponisten Karl Voewe und des einer auch sonst rühmlich hervortretenden Stettiner Familie angehörigen, publizistisch tätigen Regierungsrats Zitelmann bezeichnet. Die Rolle eines weiblichen Mäcen übernahm dabei die reiche Kaufmannswitwe Tillebein.

Stettin ist heute eine Burg des Freihandels, und ein milder Freisinn spielt in den Bürgerkreisen die erste Violine, in deren Töne allerdings die Arbeitermassen der Stadt mitunter schrille Mißklänge hineingebracht haben, da sie mehrmals, so auch bei den letzten Wahlen, das von Stettin zu vergebende Reichstagsmandat an sich rissen.

Nicht immer war die Luft Stettins freihändlerisch. Auch sie zeigte sich naturgemäß den verschiedenen Zeitströmungen nicht unzugänglich und von den Verhältnissen abhängig. In dem Jahrhunderte währenden Zollkampf mit ihrer Nebenbuhlerin an der Oder, mit Frankfurt, verfocht Stettin ein überaus engherziges System des Grenzschlusses und des Monopolwesens. In dem langwierigen, beim Reichskammergericht anhängigen Prozesse wegen der Niederlagsgerechtigkeit zog die Stadt schließlich den Kürzeren. Das arme Frankfurt hatte sich freilich inzwischen verblutet. Als dann Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege, um den Unternehmungsgeist seiner Untertanen zu beleben, sich dem Monopolwesen geneigt erwies, da hatten die Stettiner plötzlich ihr freihändlerisches Herz entdeckt. Wieder ein halbes Jahrhundert später dagegen verlangten die Vorsteher der Kaufmannschaft auf das Dringendste schütz-

zöllnerische Maßnahmen, und die Bürgerschaft beharrte dementsprechend längere Zeit in diesen Geleisen.

Neben dem Handel ist in Stettin in neuerer Zeit immer mehr die Industrie emporgewachsen. Außer der weltbekannten Firma „Vulkan“ sind mehrere andere namhafte Schiffswerften in Betrieb. Neben der Zuckerrübenzuckerfabrik hat immer mehr die schon lange blühende Seifenfabrikation einen Aufschwung genommen, desgleichen die Verfertigung chemischer Produkte, vor allem aber die Zementherstellung, die von einer Reihe bedeutender Firmen betrieben wird. Eine großartige Gründung stellt das seit 1897 in Betrieb genommene Eisenwerk Kraft des Fürsten Händel von Donnerstorf dar.

Die Entwicklung der Stadt spiegelt sich deutlich in dem Anwachsen der Einwohnerzahl. Um 1560, zur Zeit der Blüte der Loipe, zählte sie vielleicht 6000 Seelen, im Januar 1809 ohne das Militär 18375. Dann beginnt ein riesiges Wachstum. 1843 zählte man bereits 41573, 1871: 76280, 1910: 236145 Einwohner. Zuletzt ist diese Steigerung durch Eingemeindungen wesentlich beschleunigt worden. Aber auch ohnedem muß man sie ganz außerordentlich nennen. Die zu erwartende Eröffnung des Großschiffahrtsweges wird voraussichtlich des weiteren zur Hebung der Stadt wesentlich beitragen. Dann wird das Wort des Kaisers, das in den Mauern Stettins am 23. September 1898 fiel: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“ noch tieferen Sinn für Stettin gewinnen und dieses seinem Berufe, das Hamburg der Ostsee zu sein, noch leichter nachleben können. Dann wird auch das stattliche Museum auf der schönen Hafenterrasse fertig und eingerichtet und vielleicht auch die bisher etwas stiefmütterlich behandelte Stadtbibliothek kräftiger gefördert werden. Dann finden vielleicht auch die Musen eine behaglichere Stätte in der alten Oberstadt. In diesem Sinne stimmen wir mit ihrem Historiker ein in den alten Ruf:

Horsa Stettin!



Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

III.

Wieschen saß ihm schräg gegenüber, und er besah sie mit seinen glimmenden Augen. Sie hatte in dem heißen Kleide einen heißen Rückweg im Mittag gehabt, zwei rote Fleckchen waren auf ihren Backen heiter geworden und lagen auf der feinen Haut wie Streurosen auf einer weißen Decke. Er sah sie gern mit roten Backen. Er spülte seine Suppe zum Erkalten über den Rand seines